

Bis ans Ende der Welt.

Roman von Maximilian Boettcher.

(7. Fortsetzung.)

„Ich bin froh, daß er weg ist“, stieß er in seiner offeneren Art heraus. „Ich hatte immer noch Angst, der Häbicht würde mir meine Taube schlagen.“

Er legte den Arm um Julia, die an seinem Ruhebett saß, und zog sie voll inniger Zärtlichkeit an sich. Und Julia zwang sich zu einem matten Lächeln, während sie hätte aufschreien mögen vor Weh.

Eine andere aber, nur durch wenige dünne Zimmerwände von Julia getrennt, tobte den Schmerz ihres heißblütigen Temperaments rüchhaltlos in wildem, verzweifeltem Weinen aus. Sie war ja allein, konnte immer allein sein, wenn sie wollte, die „arme, kleine Fingerringin!“

Mit schmerzenden Worten hatte Borgleibt sich auf der Terrasse des Hotels von ihr verabschiedet, vor allen Gästen, die da, gleichsam Spaziergänger bildend, standen. Und sie hatte ihm doch so viel Gelegenheiten gegeben, sich unter vier Augen von ihr zu verabschieden!

Es war also doch nur eine Laune, ein müßiges Spiel gewesen, das er mit ihr getrieben.

6. Kapitel.

Die Sommerwochen fliegen wie der Wind.

Auch für Rottenburg und Frau v. Borgleibt kam rasch genug der Tag, an dem sie ihre Heimreise antreten mußten; bald war hier wie dort alles im alten Geleise. Die Baronin tauchte wieder mit gleichgültigen Seelen tägliche Kaffeefolgen aus, Frau v. Wollenburg schlief müde, an der Stadtblume „fast erstickend“, durchs Haus und ließ sich wie ein Kind bedienen und beschämen. Julia sammelte die Schülerinnen, denen sie Mal- und Zeichenunterricht erteilte, von neuem um sich und begann in ihren Ruhestunden, heimlich und meist in der Nacht, die ersten Wäscheputz für ihre Aussteuer zu nähen.

Nur der Oberst wollte durchaus nicht wieder auf den Damm kommen. Mit so unerträglichem Optimismus er bisher immer noch auf Genesung gerechnet hatte, jetzt kamen auch für ihn Tage, an denen er den Kopf hängen ließ, an denen er fühlte, daß es für ihn kein Entkommen mehr gab; und Altdorf und Waldemar hatten harte Arbeit, dem Verzagenden immer von neuem mit dem Schein der Zuerückkunft Rath zuzusprechen.

Waldemar that unter dem Druck der Verhältnisse durchaus seine Schuldbiligkeit. Er war voll regen Eifers an den Krankenbetten und im Operationsaal, blieb, wenn er Dienst hatte, eher noch ein Stündchen über die bestimmte Zeit hinaus in dem kleinen Nachzimmer des ihm zugewiesenen Pavillons, las viel und hatte sich sogar seine schönen Nägel auf das gebührende Maß zurückgestutzt. Seine Kollegen aber waren fest überzeugt, daß diese Veränderung ihre Ursache nur in einer ernsthaften Herzensangelegenheit haben könnten.

Auch von Altdorfs Erlaubnis, sich in seinen Ruhestunden ihm anzuschließen und sich nach Belieben in seiner Privatklinik umguthun, machte Waldemar ausgiebigen Gebrauch, so daß der Professor sich gar nicht genug darüber wundern konnte, denn Waldemars verändertes Wesen hielt nun schon über drei Monate an.

Daß hier wirklich Amor seine Hand im Spiele hätte, wie der bide Oberarzt seine Meinung kundthat, daran wollte der Professor nicht glauben. Waldemars Tun und Treiben lag jetzt von früh bis spät wie ein aufgeschlagenes Buch vor seinen Augen, so klar, so überschallig, daß er seinen Verkehr und Umgang ganz genau kannte; und da gab es eigentlich überhaupt kein Mädchen, am allerwenigsten eines, in das Waldemar sich hätte verlieben können. Ja, bei einem gelegentlichen Besuch, den Altdorf bei Rottenburgs abthatete, klagte ihm Frau v. Rottenburg geradezu ihr Leid darüber, daß ihr Sohn neuerdings immer schleunigst Weisheit nähme, sobald Julia einmal eine Freundin bei sich sähe; es wäre schrecklich, wenn der Junge sich etwa zum Weiberfeind entwickeln möchte. Möglicherweise schlug er gar seinem Onkel, dem Bruder des Obersten, einem eingetragenen Junggesellen, nach. Aber in der That: an all dem Wunder war die Liebe schuld, eine Liebe noch dazu, deren Fäden sich vor des Professors Augen angespinnen hatten, nur daß Waldemar v. Rottenburg zu vorzüglich und auch zu ritterlich war, um einen dritten merken zu lassen, wie sehr die Oberin in der Klinik seines Chefs es ihm angethan hatte.

„Frau Brennessel“ nannte man sie in der Klinik; und sie verbannte diesen poetischen Beinamen dem „Anaben Freig“, dem von ihr zu gelegentlichen Lausburschendiensten verwendeten Sohn des Pförtners. Wie sie jederzeit ohne viel Federlesens dabei war, lässige Dienstboten „handgreiflich“ zu Ordnung und Fleiß anzuhalten, so hatte sie auch dem Jungen schon öfters wohlverdiente und wohlgezielte Ohrfeigen versetzt.

Eine kleine, unterlegte Person mit mustelösen Armen, die runderlenden Hände ebenso gewandt im vielseitigen Wirtschaftsbetrieb wie sanft am Krankenbett und fest am Operationsstisch, das Herz so weich wie der Verstand scharf. Ein „Frauchen“, in deren unermüdlichen Fleiß und thätigen Willen sich bequem zwei Durchschnittsmänner hätten theilen können. Durchaus nicht hübsch mit ihren energischen, unregelmäßigen Zügen, aber doch eigenartig interessant mit den schwarzen feurigen Augen und mit dem Anflug von Schnurrbart auf der markanten Oberlippe.

Frau Doktor Brandt war die geschickteste Frau eines Arztes, eines charakterlosen, brutalen Geistes, den sie einst vom Fleck weg gehortet, blind und taub — wie viele junge Mädchen heirathen, nur um aus der dumpfen Enge ihres Elternhauses herauszutommen —, und bei dem sie gerade so lange ausgehalten hatte, wie er gebrauchte, um ihr Vermögen durchzubringen.

Eine Persönlichkeit und ein Schicksal jedenfalls, die auf eine schwache, empfindsame Natur schon auf Grund der wunderbaren Anziehungskraft der Gegenstände einen starken Eindruck ausüben mußten.

Bis Ende November ging mit Waldemar v. Rottenburg alles seinen guten Gang. Dann, ganz plötzlich, trat der Umschlag ein, auf den Altdorf immer mit Bangen gerechnet hatte. Waldemar blieb plötzlich der Klinik fern, that seinen Krankenhausdienst nur höchst lässig und war in seinen Ruhestunden wieder völlig untrotzbar. Dem Professor erklärte er, er fühle sich krank, wahrscheinlich hätte er sich in den letzten Monaten zu sehr angestrengt, auch mache das nachts Winterwetter seiner Lunge Beschwerden. Er sah in der That schlecht aus, wollte aber von Untersuchungen nichts wissen, und Altdorf hatte ihm sehr im Verdacht, daß er die der Anstaltsapotheke entnommenen Medikamente zum Fenster hinauswürfe.

Eines Morgens, als besonders dunkle Ringe um seine tiefhängenden Augen lagen, nahm der Professor den Räthselvollen wieder beim obersten Knoktopf und sagte: „Rottenburg, Sie wissen doch, daß Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben haben, nie wieder eine Karte anzurühren!“

Da war es Altdorf, als wenn der Blasse noch blässer wurde, als wenn der schmale, seine Mund qualvoll aude. Natürlich aber machte er sofort den Versuch, die Anspielung als schwere Kränkung zurückzuweisen.

Mitte Dezember lagen in dem Pavillon, der Waldemars besonderer Aufsicht unterstellt war, sieben bei einem Baunfall schwer verletzte Arbeiter. Der Professor hatte in seinem Ordinationszimmer bis spät in die Nacht hinein gearbeitet an einem Artikel über eine neue Operation, deren Ausführung ihm in den letzten Monaten dreimal mit dem Erfolg vollständiger Heilung gelungen war.

Als er vom Schreibtisch aufstand, fielen ihm die bedauernden Sieben unten im Pavillon V wieder ein, und es fiel ihm auch ein, daß Waldemar heute die Wache hatte.

Altdorf nahm den Hut und trat aus dem Hauptgebäude des Krankenhauses auf den weiten, gartenartig angelegten Hof hinaus, zu dessen beiden Seiten sich in schier endloser Flucht die einstufigen, langgestreckten Baracken dehnten.

Ueberall hinter den Milchglasfenstern matter Lichtschein, nur ganz am Ende die quer vorgelegte Leichenkammer völlig in Dunkel gebüllt.

Des Professors Körper war so gestählt, daß er für den Wechsel zwischen dem fünfzehnten Gram Wärme, die sein Zimmer hatte, und den dreizehn Grad Kälte, die hier draußen herrschten, eines schützenden Ueberrodes nicht bedurfte. Ja, er empfand den Unterschied so wenig, daß er ruhig ein Weichen stillstehen und in Ruhe den Himmel betrachten konnte, an dem der Wintermond inmitten unzähliger funkelnder Sterne wie eine große elektrische Bogenlampe schwebte, silbernes, blau-stüßiges Licht auf die Baracken gießend und über den Rauchreif der Fensterscheiben und Getränke

einen Zauber von Glanz und Flimmer austretend. Behutsam öffnete Altdorf die Thür zum Pavillon, ging den breiten Flur zwischen den Badestuben und den Zimmern der Pflegerinnen entlang und betrat die Krankenhalle. Stille, überaus tiefe Stille. Der Stuhl dicht am Eingang, auf dem die wachehaltende Schwester zu sitzen pflegte, leer. Suchend ließ der Professor seinen Blick die beiden langen Reihen weißer Betten entlangschweifen, über die die grünbesäumte Nachtlampe ein friedliches, gleichsam verführerisches Dämmerlicht ausgoß, und die doch so viel von menschlicher Noth und irdischem Jammer bargen. Aha, da stand die Schwester ja an der Lebensstatt eines der Sieben.

Altdorf schritt rasch hinüber, wechselte mit der Pflegerin flüsternd einige Worte und beugte sich über den Kranken.

Der lag regungslos in den vielen Verwänden, die seine zerfahreteten Glieder umschlossen; die Augen standen starr in dem eingefallenen Gesicht, in das die graufame Härte des Lebens ihre Runenschrift eingezeichnet hatte. Der Puls kaum noch fühlbar, der Athem nach jedem matten Stoß lange aussetzend.

Der Professor gab eine Kochsalz-Einspritzung. Aber die Mühe war umsonst. Das Herz des Mannes stand still und nahm seine Arbeit nicht wieder auf. Es war nur noch nötig, die Lider über die starren Augäpfel herabzubrüden.

Die Pflegerin holte leise eine Rollwand herbei und stellte sie um das Sterbelager. Den Patienten in den Nachbarbetten wurde so der Anblick des Tobens erspart, falls sie am Morgen wach wurden, ehe die Wärter den Mann hinausgetragen hätten.

„Weshalb haben Sie Doktor v. Rottenburg nicht gerufen?“ fragte Altdorf die Schwester, während er mit ihr in den Mittelgang trat.

„Ich habe angelockt bei ihm, er hat aber nicht aufgemacht“, war die Antwort. „Schläft er so fest?“

„Rein. Ich sollte nur sehen, meinte er, daß ich allein fertig würde.“

„So — so!“

Der Professor nidte flüchtig, schritt rasch aus der Halle in den breiten Flur und legte die Hand auf die Klinke des Arztwartezimmers. Die Thür war verschlossen.

„Was soll denn das heißen? Rottenburg, warum schließen Sie sich denn ein?“ Das alles halblaut hervorgehoben, aber bei der absoluten Stille rinasumher durch das dünne Holz deutlich vernehmbar.

Eine Weile kein Laut. Dann drinnen im Zimmer das Klirren eines Stuhls, Klirren von Glas, Papierfaheln, leise Schritte.

Altdorf athmete aus. Eine Sekunde später ward der Schlüssel herumgedreht, die Thür geöffnet: Waldemar erschien im Rahmen, leichenfahl, mit wirrem Haar und starre seinen Chef aus erschredend, geisterhaften Augen an.

Der Professor trat ein, ohne den Hut abzulegen. Mit einem raschen Blick überflog er das kleine Stübchen, das an Mobiliar nur einen Tisch, zwei Stühle, ein Ruhebett und einen Fräterschrank mit allerhand Glasgeräthschaften aufwies. Stirnrund, als hätte er Verdächtigtes erpäßt, schritt er auf den Tisch zu, schob die darauf stehende Wasserflasche und das offenbar eben erst benützte Schreibzeug — bei Seite und nahm die dort in aller Eile schlecht genug verdeckte Schmale, mit dem Signum der Hausapotheke und der Iodentopfetikette versehene Medicamentenflasche in die Hand. Er las die eingetragene Aufschrift: „Chantalium“ und steckte die Flasche zu sich, ohne ein Wort zu sagen. Dann hob er die Zeitung auf, die augenscheinlich, um etwas zu verdecken, mitten auf der Tischplatte lag, ein weißes Rechteck auf einem grünen Rechteck, und fand darunter, was er vermuthet: Briefe. Zwei bereits im Umschlag, davon der eine an ihn selbst adressirt, ein dritter noch nicht fertig.

Altdorf gab sich gar nicht die Mühe, das an ihn gerichtete Schreiben in die Hand zu nehmen. Er wußte schon genug. Die Hände in die Taschen vergrabend, wandte er sich zu Waldemar um und fragte in schneidendem Ton: „Also wieder gespielt?“

Der Gefragte antwortete nicht. Auf seinem blaffen Gesicht war der Ausdruck des Schreckens wieder dem Ausdruck der dumpfen Gleichgültigkeit gewichen. Nur etwas wie Scham schien sich noch in den müde zu Boden starrenden Augen wiederzuspiegeln.

Der Professor stieß den Athem durch die Rippen pustend, als wäre ihm die Luft im Zimmer zu dick. „Keine Antwort ist auch eine Antwort“. Durch die im Schein des elektrischen Glühlichts hell funkelnden Brillengläser blickte er den Selbstmordkandidaten verächtlich an. „Sein Ehrenwort brechen — hui Deibel!“ Mit einer unwirksamen Bewegung ergriff er den an ihn adressirten Brief und riß ihn in Fetzen. „Da haben

Sie meine Meinung. Soviel halt ich von Ihnen, daß Ihr Abschiedsgruß“ — er sprach das Wort mit ironischer Betonung aus — „mir nicht einmal des Lebens werth ist“. Eine Weile starrte er, die Lippen zusammenpressend, auf die Tischplatte. Dann fuhr er wieder voll begehenden Hohes fort: „Wußten Sie keinen passenderen Ort, Ihren Schluß zu machen, als das Krankenhaus? Sie dachten wohl, auf einen mehr oder weniger kommt's hier nicht an? Da drinnen in der Halle liegt übrigens schon einer, dem das Leben vielleicht hätte erhalten werden können, wenn Sie Ihre Pflicht thaten. — Oder wollten Sie mir etwa zum Zweck pathologischer Anatomie Ihren Leichnam zum Geschenk machen? — Danke verbindlich.“

Voll schneidender Geringschätzung lachte er auf. Plötzlich aber, mitten im Lachen, brach er verlummend ab und sah mit finsterner Miene zu Boden.

Waldemar hatte ihn mit einem so verzweifelt, so jammervollen Blick gestreift, wie ihn mancher Schwerfranke kurz vor der Operation aussehete. Und dieser Blick aus Waldemars Augen hatte ihn — wie das Aufblitzen eines Blitzes war's ihm gewesen — an einen qualvoll stehenden Bild erinnert, den Julia im Musiksalon des Liebensteiner Hotels auf den Affrikaner gerichtet, als dieser der kleinen Wilma v. Schlieben mit übertriebenen Schmeichelworten die Hand gestift.

Wieder sah Altdorf seinen Assistenten an, zaghaft beinahe. Noch nie war ihm die Aehnlichkeit zwischen den beiden Gesichtern so aufgefallen wie gerade jetzt. Und ihm war, als würde er mit jedem harten Wort, das er noch spräche, nicht Waldemar allein, sondern auch Julia treffen — Julia, die, wenn auch von anderer Art, so doch desselben Blutes war, Julia, die er immer noch mit der Vollkraft seines unbrauchten Herzens liebte, die er lieben würde, so lange sein Athem ging, und die zu erringen er wieder leise hoffte seit dem Tage, an dem er von Borgleibts erneuter Abreise nach Afrika erfahren.

Eine Weile stand er schweigend da. Dann, mit einem tiefen Athemzug, redte er sich gerade und fragte in völlig verändertem, beinahe mitleidsvollem Ton: „Um wie viel handelt es sich diesmal?“

Waldemar antwortete nicht sofort. Erst als der Professor seine Frage dringender wiederholt hatte, gab er dumpf und gleichgültig, wie vorher, zurück: „Zweitausend Mark.“

„Die Sie sich noch heute früh um acht aus meiner Wohnung holen können.“

Waldemar schüttelte den Kopf. „Es hat doch keinen Zweck mehr.“ Unselbstmüde kam es heraus.

Der Professor nahm den Hut ab und strich sich mit der Hand über die Stirn. Es war wohl wirklich so, daß alles Helfenwollen seinen Zweck hatte bei diesem Schwächling. Und trotzdem — es ging nicht anders, er mußte ihm helfen, mußte noch einmal den Versuch einer Rettung machen. Die Stimme in seiner Brust verlangte gebieterisch: „Thu, was Du kannst — seiner Schwester zu Liebe!“

„Häseln Sie nicht!“ fuhr er den Verzagten an. „So lange Ihr Vater lebt — es wird ja keine Ewigkeit mehr dauern — ersparen Sie ihm das Frechtbare, was ihn auf Erden noch treuen möchte, lassen Sie ihm den Glauben, daß Sie auf dem Wege sind, doch noch ein brauchbarer Mensch zu werden.“

Waldemar zuckte die Achseln, ganz wenig nur, kaum merklich. „Sie sind viel zu gut. Es giebt nicht viele solche Menschen“, sagte er leise. „Aber es hat alles keinen Zweck. Wozu also? Ober doch... das eine — seine müden Augen leuchteten plötzlich auf — „wenn Sie —“ Er brach wieder ab und fuhr sich nervös an die Schläfe.

„Was wollen Sie sagen?“ Waldemar lächelte. Dann brachte er's heraus. „Wenn Sie die zweitausend Mark bezahlen wollten, damit man mir nicht ins Grab den Vorwurf der Ehrlosigkeit nachweisen könnte —“

Der Professor erwiderte nichts, aber in den Taschen, in die er sie wieder verpackt, ballten sich seine Hände zu Fäusten. Wie ein Ungewitter hätte er auf den Schwächling losfahren, ihn packen und schütteln mögen. Vielleicht sprang dann, im letzten Augenblick, doch noch ein Funken von Widerstandskraft in dieser matten Seele auf.

Sein Blick traf den Brief, der angefangen auf der Tischplatte lag. „Einzig geliebte Martha!“ stand da als Anrede zu lesen.

Wie ein Rud ging es durch Altdorfs Körper. Der seinen inneren Augen wurde es hell. Also hatte der Oberarzt doch recht gehabt!

Der Professor nahm das Schreiben in die Hand — er hätte sich dazu berechtigt, gefühlt in dieser Stunde, auch wenn es Waldemar nicht ruhig und theilnahmslos hätte geschwehen lassen; aber ehe er noch zu lesen begonnen, sah er den Umschlag, der

darunter lag und die Aufschrift „Frau Doktor Brandt“ trug. Nun stieg doch für einen Moment das Staunen über alle quälenden Empfindungen. Also die Oberin seiner Privatklinik!

Altdorf las das Schreiben. Als er mit der letzten Zeile fertig war, sagte er: „Also daran liegt's! Unglückliche Liebe! Mensch —“ er brach ab und legte den Brief auf den Tisch zurück. Dann, nach einer nachdenklichen Pause: „Ich werd' nicht klug aus dem Ton. Ausgesprochen haben Sie sich offenbar schon mit Frau Brandt. Halb scheint es, daß sie Sie gern hat, aber halb scheint es auch wieder, daß sie nichts von Ihnen wissen will!“

Waldemar stand da wie ein armer Sünder. „Es ist auch so“, gab er tonlos zur Antwort. „Gern hätte sie mich schon, aber sie kann kein Vertrauen zu mir fassen. Und nach den Erfahrungen, die sie mit ihrem ersten Mann gemacht hat —“

Gelesen!

Nur wenig südlich vom Gleichere erhebt sich wie eine Insel im Ocean auf der ostafrikanischen Hochsteppe das gewaltige Bergland des Kilimandjaro, des höchsten deutschen Gebirges.

In einsamer Majestät erspäht der Blick des Wanderers hoch oben in den Wolken den immerwährend schnee- und eisbedeckten Gipfel dieses afrikanischen Bergriesen, die Kaiser Wilhelm-Spitze, in mehr denn 18,000 Fuß Höhe. Vor fünfzig Jahren noch zweifelte selbst die Wissenschaft die Möglichkeit einer Gletschermwelt unter dem Äquator an, heute sind die verschiedenen ost- und centralafrikanischen Schneeberge ein Gegenstand eifriger Spezialforschung.

Welch ein Reiz liegt im Betreten, Bereisen und Erforschen solcher noch nicht von Europäern besuchten Gegenden! Noch lange Zeiten wird es möglich sein, diesen Gang, der tief im Menschen wurzelt, zu befriedigen, und es ist selbstverständlich, daß die ungeheuren Kontinente Afrika und Afrika auch in der unmittelbaren Nähe der Meerestrafen oft noch völlig terra incognita sind und noch lange bleiben werden.

Jeht Jahre ist es her, daß ich mich im Gebiete der Njiri-Sumpfe befand, am Westflusse des Kilimandjaro. Ich glaube, ich sei der erste Europäer, der sie besuchte, und glaube das auch heute noch mit Bezug auf die östlichen Njiri-Sumpfe, die mir in räthelhafter Weise durch die eiskalten Gletscherfluten des Ngare-Ngare auf unterirdischem Wege im vulkanischen Gestein gepeist scheinen.

Mehrere Wochen aber nach meinem Eintreffen an den Ufern des westlichen Sumpfbereiches stieß ich eines Tages unerwartet auf die unwiderleglichen Beweise früheren Besuches eines Weisen in diesem entlegenen und gänzlich menschenleeren Gebiete.

Bei der Beobachtung von Flußpflanzent hat am Rande der undurchdringlichen Papyrus-Sumpfe fiel mein Blick plötzlich auf einen Azienstamm, der eine Inschrift trug.

Ein eingetriebenes Kreuz war erkennbar und Zahlen, nicht aber die weiteren Angaben. Vermoernde Dornen eines ebenfallsigen Baumes ließen mich eine Grabstätte erkennen.

Hier ruhte also ein Weiser in abgelegener Wildnis in ewigem Schlaf. — Nachfragen unter den Leuten meiner Karawane führten, wie es zu erwarten war, zu keinem Ergebnis, aber einer der mich begleitenden Massaitzeiger vermochte mir Auskunft zu geben. Ein englischer Jäger schlummert hier, vom Büffelfieber getödtet, den er angeschossen, und dem er unvorsichtig

tig auf der Schweifsfährte gefolgt war. Es war also einer der vielen, die auf ähnliche Weise in Afrika ihre Jagdlust büssen mußten, und schon mehrere Jahre vor mir hatte er das einsame Gebiet der Njiri-Seen besucht.

Inzwischen waren die gewaltigen Wildbüffel beinahe verschwunden; sie hatte die Rinderpest in einem einzigen Jahre innerhalb weiter Strecken des ostafrikanischen Kontinentes vertilgt, diese Pest, die, vom zahmen Rindvieh eingeschleppt, auf die herrlichen Wildbüffel übertragen worden war!

Nur geringe Reste der Büffel gelang es mir noch festzustellen, wenige Heerden an Stelle einstiger unzähliger Taufender!

Das einsame Grab aber am Sumpfesande erzählt von den früheren Blüthenzeiten dieser wechselfesten aller Wildarten. Der Büffel könnte mit Fug und Recht im afrikanischen Wapen geführt werden, gibt es doch kaum einen wechselfesten Regen als den froststregenden, allen Feinden gewachsenen Bos casor!

Während ringsum die Sumpfe, die unermessliche weite Steppe im prägenden Grün neuen Erwachens ihrer Pflanzenwelt standen, während alle die festsamen Rinder Floras ihre Auferstehung nach langer Dürre feierten, rebete das einsame Grab zu mir von dem, was einst gewesen, rebete in erschütternder, stummer, aber eindringlicher Sprache zu mir. —

Das einsame Grab eines Büffeljägers, den ich nicht gekannt, dessen Name — tropische Bäume bewahren nicht so lange eingeschüttene Runen wie die Baumrinden der Heimath — ich nicht einmal entziffern konnte, was konnte es mir Großes sein und sagen? Aber ein einsames Grab in menschenleerer Oede — dies einzige Grab in weiter Runde rebete in starkerer und eindringlicherer Sprache zu mir als manche andere Grabstätten, die ich gesehen hatte. Rings umher die wieder zum Leben erwachte Steppe. Dann, ansteigend wilde, zerfissene schwarze Lavaefelder. Im Hintergrund einer der gewaltigsten Vulkanen unseres Planeten, völlig menschenleer auch heute noch auf seiner Westseite, sein Haupt in Wolken gebettet, und in eisiger Majestät nur zuweilen herabschauend auf das in unermessliche Fernen sich verlierende Gebiet der von ihm beherrschten Steppe.

Da mußten wie von selbst die Gedanken an Bergänglichkeit und Ewigkeit den Wanderer beschleichen, wenn er vor seinem Zelt inmitten flackernder Lagerfeuer zur Abendstunde ruhte.

„Gelesen, gelesen“, summte eine Brahmsche Melodie immer wieder um mich her — —

Die Grabstätte war gefäubert, eine Salbe meiner Schutzmannschaft über sie abgegeben — so ließ ich sie in ihrem einsamen Versteck in der Wildnis zurück.

Prof. C. C. Schillings.

Der neuen Armee der Republik Ruanda kann man keinen besseren Wunsch in die Wege legen, als den, daß ihr die Ueberflüßigkeit dauernd erhalten bleiben möge.

„Betth, haben Sie schon die Fische genasden?“ fragte die Frau des Hauses ihr neuingetretenes Mädchen. „Ne, Madam, 's hat doch keinen Sinn nicht, die Fische wieder ins Wasser zu steden, wo sie doch erst 'm Wasser kommen!“

Eine Frau in Chicago macht den Vorschlag, alle tabakkauenenden Konbittore nach den Rauchwagen zu versetzen. Sehr schön. Und was soll alsdann, mit den gummitaudenden Vertreterinnen des schönen Geschlechts geschehen?



„Gestatten Sie, Fräulein Käthe, daß ich Ihnen diese kleine Gabe zu Füßen lege?“

„Bardon — aber ich pflege von Herren keine Geschenke anzunehmen!“

„Es ist doch nur ein Band meiner Gedichte!“

„Dann ja. Ich dachte, es sei etwas Wertvolles!“